

Urheberrechtlich geschütztes Material!



Roman von Christoph Garstka

Urheberrechtlich geschütztes Material!

Urheberrechtlich geschütztes Material!

Christoph Garstka

DIE STADT AM FLUSS

Flucht aus der Realität



Münster, 2013

Urheberrechtlich geschütztes Material!

Urheberrechtlich geschütztes Material!

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 1993 - 2013 Christoph Garstka, Münster (Westf.)

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Cover, Satz, Grafik und Layout: Christoph Garstka, Münster (Westf.)

Bleistiftzeichnungen: Christoph Garstka, Münster (Westf.)

Printed in Germany

ISBN 978-3-7322-4099-9

<http://www.christophgarstka.de>

Urheberrechtlich geschütztes Material!



Urheberrechtlich geschütztes Material!

Rotglühend berührt die Sonne den Horizont. Der laue Wind sorgt kaum für eine Abkühlung. Die Luft ist stickig. Leise, dumpfe Klänge bekannter Popsongs, ungeduldige Blicke der Menschenmenge, ein verhaltenes Murmeln. Doch dann verstummen die gedämpften Töne aus den hohen, schwarzen Lautsprechertürmen, und plötzlich erstrahlt die Bühne in einem gleißenden Scheinwerferlicht. Der Schlagzeuger gibt den Takt an. Die Band setzt ein. Ich greife in die Tasten des Keyboards und eröffne das große Open-Air-Konzert mit meinem neuesten Hit ‚Beside the River‘. Das Schlagzeug hämmert, und der Holzboden der Bühne dröhnt. Brüllend laut schallt die Musik in das Publikum. Der Gitarrist spielt ein kurzes Solo. Ich werfe ihm einen anerkennenden Blick zu. Alles läuft so, wie wir es ausgearbeitet haben. Die Menge jubelt, als meine neue Backgroundsängerin aus dem Dunkel in das grelle Licht tritt. Im Duett stimmen wir in die vierte Strophe ein. Dann setzen alle Instrumente aus. Nur noch die Sphärenklänge meines Keyboards erfüllen die Wiesen des Hamburger Stadtparks. „— but when they found me floated by, they only said: We don't know why...“, singe ich die letzten Verse in das Mikrofon, bis der tosende Applaus die ausklingende Musik übertönt.

Das Frühstücksgeschirr steht noch vor mir auf dem Schreibtisch. Ich gieße die dritte Tasse Kaffee ein und schaue in den trüben Darmstädter Vormittag. Sehr aufregend ist er nicht, dieser Blick aus meinem Fenster: Gleich gegenüber erhebt sich ein baufälliges, ockerfarbenes Gebäude. Es hat früher eine Abteilung des Polizeipräsidiums beherbergt und steht seit zwei Jahren leer. Davor ein großer Schmetterlingsstrauch, der in den nächsten Wochen seine Blätter abwerfen wird. Der Himmel ist grau verhangen, und die Regentropfen trommeln gegen die Scheibe. Doch eigentlich hat so ein Tag auch seine gemütliche Seite, selbst wenn die Diplomklausuren unaufhaltsam näherrücken. Die Kasette ist zu Ende. Ich stelle auf Radio, drehe den Regler am Verstärker aber sehr viel leiser. Für

einen Moment bin ich scheinbar zu tief in diese Live-Aufnahme eingetaucht. Der Sänger ist wirklich gut. Aber ich? Ich ein Popstar? Ich kann doch gar nicht richtig Keyboard spielen, geschweige denn singen. Und das Lied, das ich vor einiger Zeit geschrieben habe, ist alles andere als ein Hit. Na ja. Aber es tut gut, für einen Moment den Alltagsgedanken zu entfliehen. — Ist heute eigentlich Mittwoch oder schon Donnerstag? Ich muß wirklich einen Moment überlegen. Ein schlechtes Zeichen. Es könnten wieder 24 Stunden werden, an die ich mich später nicht einmal mehr erinnern werde, wenn ich sie in meinem Tagebuch lese. Ich schalte den Computer an. Während er hochläuft, räume ich den Tisch ab und spüle noch schnell das Geschirr.

Das Zimmer, in dem ich wohne, ist in einem Studentenwohnheim. Ein Sechziger-Jahre-Neubau, der heute nicht mehr den optischen Anforderungen zeitgemäßer Architektur entspricht. Doch liegt meine Wohnung dicht an der Hochschule, und in das Stadtzentrum sind es von der nahen Haltestelle nur wenige Minuten mit der Straßenbahn. Die hölzernen Möbel sind mit zahllosen Gebrauchsspuren überzogen. Und das Weiß der Tapeten könnte eine Auffrischung vertragen; ebenso der Fußboden. Ich habe allerhand Fotos in einfachen Glasrahmen an den Wänden aufgehängt. Sie zeigen Eisenbahnen oder Abendstimmungen, die ich in Hamburg fotografiert habe, und teilen sich die Flächen mit meinen Bleistiftzeichnungen.

Ich setze mich wieder an den Schreibtisch. Zunächst schiebe ich mir die Tastatur des Computers zurecht, rufe mit der DOS-Eingabe *win* die graphische Benutzeroberfläche auf und wende mich dann noch einmal kurz der Hausarbeit zu. Ich stelle das Geschirr in den Schrank. Auf dem weißgrauen, klotzigen Monitor leuchtet inzwischen das Programm-Manager-Menü. Ich klicke mit der Maus die Textverarbeitung an und höre das leise, schabende Geräusch der Festplatte. Ob er mich heute wieder im Stich läßt? Es gibt Probleme mit der Gerätekonfiguration, weil das CD-Rom-Laufwerk nicht mit der Soundcard kompatibel ist. Zumindest nehme ich an, daß dies der Grund ist, weshalb der Computer dann und wann abstürzt.

Möglicherweise liegt es auch nur an einem zu kleinen Arbeitsspeicher. Wie dem auch sei, ich habe bisher noch nicht die Ruhe gefunden, mich mit diesem Problem eingehender zu befassen. Und mit dem Textverarbeitungsprogramm würde ich eigentlich jetzt lieber andere Dinge machen. Zum Beispiel den Roman weiterschreiben, der schon seit Jahren in meinen Gedanken spukt. Eine Art Science-fiction soll es werden. Über eine Stadt, in der ich ein Mädchen kennenlerne und mich in sie verliebe. — Nein, etwas anderes ist wichtiger. Die Ausarbeitung einer Übung liegt an. *Andreas Steinert, Matrikelnummer 886169* steht auf dem Deckblatt. Viel mehr habe ich noch nicht geschrieben. Auch der Studentenalltag hat seine Tücken; aber sie sind mir wesentlich lieber, als die Vorstellung, schon bald im Arbeitsfrust eines durchschnittlichen Bürgers unterzugehen.

Obwohl ich mit der Ausarbeitung kaum vorankomme, zeigt mein kleiner roter Wecker, der an der Schlafcouch mit den grüngestreiften Bezügen steht, schon rasch 13:00 Uhr, höchste Zeit, in die Mensa zu gehen.

Für das dunkle Gebäude aus Holz, Glas und ein wenig Beton hat möglicherweise ein Raumschiff Pate gestanden; die aufragenden Küchenräume im Norden erwecken den Eindruck einer Steuerkanzlei. Das abgeschrägte Heck auf seiner Südseite wirkt aus der Nähe betrachtet wie ein großes Zelt, das dem flachen, zweistöckigen Mittelteil vorgelagert ist. Seine Außenwände sind überwiegend mit Schiefer verkleidet und die einzelnen Baugruppen interessant ineinander verschachtelt; postmodern, obwohl das Gebäude nach meinem Wissen schon 1968 errichtet worden ist. Im Eingangsbereich dominieren Stahlbeton und die Zwischenwände aus weißem, unverputztem Mauerwerk. Hier unten befinden sich die kleinere Cafeteria, Toiletten und mehrere Verwaltungsräume, darüber die Mensa. Sie ist wie ein Selbstbedienungsrestaurant aufgebaut: Wenn man die breite, gelbbraun geflieste Treppe hinaufkommt, nimmt man sich eines der orangenen Kunststoffabletts und das Besteck von den silbernen Wagen, um dann

an einer der vier Essensausgaben sein Mittag zu wählen. Die Beilagen kann man sich selbst zusammenstellen. Gezahlt wird an den Kassen; Essensmarken benutzt man heute nicht mehr. Unzählige weiße Tischreihen mit roten Stühlen teilen sich in Gruppen auf und werden von den hölzernen Stützpfeilern, die die Decke tragen, und mehreren Pflanzenkübeln aufgelockert. So gliedert sich der große, lichte Raum optisch in kleinere Parzellen.

Ich bin noch rechtzeitig gekommen, bislang ist keines der Gerichte vergriffen. Das Hähnchen-Cordon-bleu an der Ausgabe Vier sieht sogar ganz gut aus, die Dampfknudel an der Ausgabe Drei dagegen etwas merkwürdig. Ein großer weißlicher Haufen. undefinierbar. Ich entscheide mich wie die meisten anderen für die Ausgabe Vier und nehme die längere Schlange in Kauf.

Da meine Stammplätze heute alle besetzt sind, gehe ich zu einem freien Tisch nahe den Kassen. Beim Essen lese ich in einer Zeitschrift, die dort herumliegt, und beobachte aus dem Augenwinkel die anderen Leute in der Mensa. Meist sind es Studenten oder die Angestellten und Professoren der Hochschule, doch mischen sich ab und zu andere, meist ältere Menschen unter die Gäste, die das preiswerte Essen zu schätzen wissen.

Es sind Lichtreflexe in dem Gesicht einer jungen Frau, die plötzlich meine Aufmerksamkeit erregen; der kleine silberne Ring in ihrem linken Nasenloch, an dem eine aufblitzende Kette quer über ihre Wange zu einem Stecker in ihrem linken Ohrläppchen eingehängt ist. Ein Blickfänger im wahrsten Sinne des Wortes. Aber es ist nicht dieser bizarr anmutende Schmuck; es sind die Augen dieser Frau, die mich wie paralyisiert gefangen nehmen, als sie kurz aufblickt. Habe ich jemals so einen Ausdruck gesehen? Ihre weiten Pupillen liegen in einem Türkisgrau mit einer unergründlichen Tiefe; eingeraht von einem dunkel schimmernden Lidschatten, der sich um ihre mandelförmigen Augen zieht. Die ist ja süß! Sie steht an der Kasse und hält das Tablett mit dem Essen in ihren zierlichen Händen. Die Fingernägel sind in einem gedeckten Rot-

ton lackiert. Ihre langen blonden Haare trägt sie locker zu einem Pferdeschwanz gebunden, ein strähniger Pony fällt ihr in die Stirn. Ich werde unruhig. Hat sie gemerkt, wie ich sie anstarre? Sie sieht erneut zu mir. Es ist nur ein kurzer Moment, oder ist alles Einbildung? Nachdem sie bezahlt hat, kommt sie in meine Richtung. Ich spüre, wie mein Herz klopft. Unsere Blicke bleiben noch einmal für den Bruchteil einer Sekunde aneinander haften. Die Farbe eines Bergsees. Kühl und doch so faszinierend. Es wird mir fast unangenehm; ich bekomme Angst. Dieser Blick. Er ist so deutlich. Das kann keine Einbildung sein?!

Sie geht dicht an meinem Tisch vorbei. Der anthrazitfarbene, gerippte Pullover hängt lang über ihren dunkelgrauen Jeans. Goldgelb blitzen die Messingteile an dem breiten Gürtel aus schwarzem Leder, der sich um ihre Taille schlingt.

Scheinbar muß das Essen an der Ausgabe Drei doch genießbar sein, zumindest hat *sie* sich dafür entschieden und bleibt lachend vor einem der Tische hinter mir stehen, an dem zwei andere Studentinnen sitzen. „Ich geh’ da eben so an den’n vorbei, die da nach dem Hähnchen anstehen, da guckt der eine Typ auf mein Tablett und meint dann zu einem anderen: ‚Ih, das sieht aber widerlich aus.‘“ Auch ich muß schmunzeln und drehe mich zu ihr um. Sie wirft mir ein kurzes Lächeln zu und setzt sich an den Tisch; mit dem Rücken zu mir. Schade, daß ich schon aufgegessen habe, — es ist allerdings noch ein Schluck Cola in dem milchig-durchsichtigen Plastikbecher.

Sie hat mich wirklich angelächelt! Hoffentlich hat sie *mein* Lächeln auch gesehen. Hoffentlich habe ich überhaupt gelächelt und es mir nicht nur eingebildet. Ich kann mein Gesicht ja nicht sehen. Was soll ich jetzt tun? Sie ansprechen? Ich schaue noch einmal nach hinten. Schade, sie unterhält sich angeregt mit den beiden anderen Kommilitoninnen. Stimmt, die sind auch kurz vor ihr an der Kasse gewesen. — Nein, ich will mich nicht zu lange umdrehen und wende mich der Zeitschrift zu. ‚Was soll’s, die seh’ ich sowieso nicht wieder. Das ist so wie immer‘, sage ich in Gedanken und beschließe zu gehen. Beim Aufstehen schaue ich noch einmal erfolglos zu

ihr, aber sie bemerkt mich nicht. ‚Nun dreh dich doch endlich mal um, du dumme Piercing-Tussi!‘ fahre ich verärgert in Gedanken fort und gehe zum Abräumband. Mein Tablett verschwindet klappernd in einer Blechröhre.

Ich muß noch einiges einkaufen und laufe zur Haltestelle nahe der Mensa, da der Bus gerade kommt, — ein Wunder, denn die Situation, daß er mir vor der Nase wegfährt, tritt wesentlich häufiger ein, auch wenn dies nicht den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entspricht. Im Bus sind noch mehrere Plätze frei. Er ist eine dieser neueren Konstruktionen mit ‚Niederflur-Technik‘; für angenehmeres, ebenerdiges Ein- und Aussteigen, um den öffentlichen Nahverkehr attraktiver zu gestalten. Ich nehme den Walkman aus meiner Tasche und höre ein wenig Musik; es ist dieselbe Kassette, die ich heute vormittag gehört habe.

Warum lernt man so ein Mädchen wie eben nicht einfach mal kennen? Warum sind alles immer nur so kurze Momente ohne Zukunft? Hoffentlich sehe ich sie noch einmal!

Muß schön sein, neben ihr morgens zu erwachen. Mein Gott, was würde ich nicht geben, wenn sie wirklich meine Freundin wäre. Ich würde nur noch für sie leben... Aber was soll ich ihr sonst bieten? Mir fällt mein fiktives Popkonzert in Hamburg ein. Das wäre schön. Dann würden wir im Schloß wohnen. Nein, das ist doch Blödsinn. Ich fange schon wieder an zu spinnen. Abgesehen davon bräuchte ich doch auch kein Popstar mehr zu sein, weil ich dann mein Lebensglück schon gefunden hätte. Dann könnte ich auch als Ingenieur arbeiten. Alles wäre egal. Jeden Morgen ins Büro gehen, und mich den ganzen Tag darauf freuen, abends nach Hause zu kommen. Und wir beide denken nur darüber nach, wie wir uns gegenseitig glücklich machen können. Und *sie* ist es, die meine Kreativität beflügelt und befriedigt. Ja, dann hätte alles einen Sinn, und ich würde nicht mehr glauben, daß dieses Studium der größte Fehler meines Lebens sein könnte. — Ich hätte den Mut haben sollen, die Sache im zweiten Semester zu schmeißen. Aber die ‚Vernunft‘ ist zu groß gewesen. Jetzt ist es ohnehin zu spät. (...)

Aus dem 3. Kapitel:

Schweigend sehen wir uns um. Nur vereinzelt blitzen die Strahlen der Sonne durch das dichte Laub der Bäume. In der Ferne ein Plätschern von Wasser. Vogelstimmen. Die Höhle ist ein kleines, dunkles Loch in dem rötlichen Sandstein mitten im Wald; hinter dem Astwerk kaum zu finden. Unsere Blicke treffen sich wieder. Ich schaue nachdenklich in Claudias türkisblaue Augen.

„Hast du Angst?“ fragt sie mich mit leiser Stimme.

„Ein bißchen — und du?“

„Ich auch. Glaubst du, daß wir in der Zukunft sind?“

„Ich weiß nicht.“ In der Hand halte ich ein kleines, zusammengefaltetes Stück Papier. Hier hat der Professor den Weg zu dem verfallenen Haus eingezeichnet.

„Komm“, sage ich zu ihr, „laß uns gehen!“

Wir bahnen uns einen Weg durch ausladende Farnwedel und erreichen einen schmalen Trampelpfad, der sich mit geringem Gefälle durch das Kerbtal eines kleinen Bachlaufs schlängelt. Er ist gesäumt von kräftigen jungen Bäumen, deren Kronen sich über ihm zu einem Tunnel wölben. Am Boden bilden große Polster aus Moos saftiggrüne Flecken auf der trockenbraunen Schicht aus Halmen, welchem Laub und abgestorbenen Ästen. In der Luft liegt ein würziger Duft nach Harz.

Der Pfad entfernt sich vom Wasser, führt in einer sanften Steigung aufwärts. So hat ihn der Professor auch im Plan eingetragen.

„Darf ich den Zettel mal seh'n?“ fragt Claudia, nachdem wir ein Stück wortlos nebeneinander gegangen sind.

„Ja klar.“ Ich reiche ihr das Stück Papier.

Sie studiert es ein paar Minuten. „Sehr weit kann das ja nicht sein.“

„Eine Stunde, hat er vorhin noch zu mir gesagt.“

„Doch so lange?“ Sie gibt mir das Papier zurück.

„Ja. — Es sieht gar nicht so weit aus, aber die Karte ist, glaub' ich, nicht sehr maßstäblich.“

„Das hat er wohl auch nur so hingekritzelt.“ Claudia schaut

auf den Wald. „Eigentlich sieht doch alles wie immer aus.“

„Stimmt. Obwohl, bislang haben wir nur Bäume gesehen.“

Der Pfad endet unter einem spitzen Winkel an der verwilderten Trasse einer aufgelassenen Straße, die vom Berg hinunter ins Tal verläuft und seitlich in den Hang geschlagen ist. Ursprünglich hat man sie mit glatten, weißen Platten gepflastert, doch sind diese inzwischen meist zerbrochen, liegen schief oder fehlen ganz, besonders zur Talseite hin. Einige stecken schräg im Boden, und wir müssen aufpassen, daß wir nicht stolpern. Aus den Fugen quellen Moos und Grasbüschel, auch stoßen kleinere Sträucher durch die Straßendecke. Immer wieder verkrallen sich Brombeerranken in unserer Kleidung, als wollten sie sich einen Spaß daraus machen, uns zurückzuhalten. Das Material, aus dem die Platten bestehen, hat uns bereits der Professor beschrieben. Obwohl es einheitlich weiß ist, erinnert es an geschliffenen Marmor. Aus ihm werden angeblich auch die Häuser gebaut, und es soll sehr edel aussehen, wenn es neu ist. Von dieser Pracht kann ich hier allerdings nicht viel erkennen.

Wir folgen der Straße nur wenige Schritte, als wir überraschend an einer kleinen Lichtung im Wald auf einen Fluß blicken, der sich grünlichblau tief unter uns durch das Tal windet. Der unstrukturierte, dichte Mischwald zieht sich über die umliegenden Berge von beiden Seiten herunter bis an das Wasser. Wir bleiben fasziniert stehen.

„Und das ist jetzt der Main?“ fragt Claudia

„Ja, glaubt Zweistein zumindest. — Ich hatte ihn neulich noch mal genauer gefragt, und da hat er zugegeben, daß er nicht ganz sicher sagen könne, welcher Fluß es ist.“

„Komisch, daß er nicht rausbekommen hat, wo diese Stadt liegt — em, liegen wird.“

„Also ganz begreif ich das auch nicht. — Ich mein', er hat ja gesagt, daß er da ja irgendwelche Probleme hatte, aber ...“

„Das mit diesen komischen Translationen?“

„Nach seinen Berechnungen hätte es der Rhein sein müssen, aber daß das nicht stimmt, hat er schnell selbst eingesehen.“

„Dafür ist der Fluß doch einfach etwas zu schmal.“

„Außerdem ist das hier eine ganz andere Landschaft.“

„Ich kenn' mich da gar nicht so genau aus. — Das mit den Translationen hat er mir schon ganz am Anfang versucht zu erklären; und dann schnell aufgegeben. — Physik war eben noch nie meine Stärke.“

„Na ja, so richtig hab' ich das auch nicht verstanden, — aber ich glaub', der wollt' damit sagen, daß die Zeitmaschine nicht genau da ankommt, wo sie losgefahren ... äh, also sie steht nicht mehr da, wo sie damals stand, oder so ...“ Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. „Eine Unschärfe durch Rundungsdifferenzen.“

„Auf jeden Fall sind wir nicht mehr in Darmstadt.“

„Genau, das wollte er damit sagen. Ich hatte auch den Eindruck, daß es ihn gar nicht so interessiert hat.“

„Nee, jedenfalls nicht so, wie man meinen sollte. — Das heißt, bei diesen Professoren weiß man ja immer nie. Die denken in ganz anderen Dimensionen.“

„Der ist viel zu sehr von seiner Erfindung fasziniert.“

„Ja, und 'n bißchen abgehoben war er ja schon immer.“

„Oder er hat Probleme, seine Gefühle auszudrücken.“

Claudia lacht. „Ich weiß noch, wie er versucht hat, mir diesen komischen Herrenturm, weiß du?“

„Ja ja.“

„Wie er versucht hat, mir den zu beschreiben. Süß. Wie ein Kind. Nur ich konnte mir den Turm danach auch nicht besser vorstellen.“

„Ich kann mir im Moment gar nicht vorstellen, daß es hier überhaupt eine Stadt geben soll.“

„Ja, davon mal abgesehen, so, wie er das alles beschrieben hat, mit riesigen Hallen und Gewölben.“

Wir gehen weiter. Ich blicke aber noch einmal kurz zurück auf die Lichtung, von der aus wir den Fluß gesehen haben. „Hat Susanne eigentlich mal irgend 'ne Vermutung geäußert, wo wir sein könnten?“

(...)



Urheberrechtlich geschütztes Material!

Wir sind früh aufgestanden und haben die golden beschichteten Gewänder angelegt. Die ersten Strahlen der Sonne blitzen über die kalt-blaue Silhouette der Berge, als sich die Hochadligen vor dem Eingang eines großen, weißen Betonitkegels im Schatten der Herrenspitze versammeln. Es ist das erste Mal, daß Claudia und ich mit so vielen anderen Hochadligen zusammentreffen; aber ich habe den Eindruck, daß wir von ihnen akzeptiert werden und vollkommen in der Menge integriert sind. Das Zeichen tarnt sich auf dem Material des Gewandes, doch fällt mir auf, daß nur die wenigsten eines besitzen. Anders auch hier der silberne Doppelpfeil, den fast jeder Hochadlige in einer Variation — von dezent bis aufdringlich — an seinem Körper trägt. Die Formen sind eckig oder geschwungen. Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Unsere Überlegungen vom Vortag scheinen richtig gewesen sein, es sind die einzelnen Gruppen, die sich mit einer individuellen Variation des Doppelpfeils identifizieren.

Männer und Frauen müssen sich trennen. Ich schließe mich HA Vinzent an, um nicht auf mich selbst gestellt zu sein.

Das Innere des Kegels funkelt in dem Glanz seiner vergoldeten Wände, die schräg zu einem gemeinsamen Punkt emporstreben. Die Architektur gibt ein unvorstellbares Gefühl von Höhe, als stünde man in einem leuchtenden Strahl, der direkt aus dem Himmel kommt. Ein einzelner kleiner, heller Lichtspot hoch oben in der Spitze verstärkt diesen Eindruck. Es herrscht die dumpfe Akustik, die ich von den Besuchen größerer Kirchen meiner Zeit kenne, ein Rauschen aus den Bewegungen unzähliger schweigender Menschen. undefinierbar ist der Geruch, der die Kathedrale erfüllt; eine Mischung aus heißem Kerzenwachs und Räucherstäbchen. Der zentrale, innere Raum teilt sich vertikal in zwei Ebenen: Die Männer knien erhöht auf einer schmalen Galerie, die sich hinten in einem Halbkreis entlang zieht, davor eine Etage tiefer die Frauen auf dem Boden. Über ihnen schwebt ein riesiger

Leuchter mit brennenden Kerzen, der an langen Ketten von oben herabhängt. Sein warmes Licht zersplittert an den metallischen Wänden in unzählige winzige Funken, wird von den schillernden Gewändern in alle Richtungen zerstreut.

Ich setze mich neben HA Vinzent dicht an die niedrige Brüstung und habe von hier oben eine gute Sicht. Alle blicken nach vorne auf den Altar, einen mächtigen Betonitblock. Rote Tücher, bestickt mit dem Symbol der Stadt in unzähligen feinen, metallischen Fäden, hüllen ihn ein. Links daneben steht eine goldene, reich mit geometrischen Ornamenten verzierte Tonne. Das Augenfälligste ist jedoch das übermannshohe ‚Zeichen‘ aus schwarzen Holzbalken hinter dem Altar, das alles auftreffende Licht schluckt, als habe man es in diese gelbe Flut aus glitzernden Lichtreflexen eingebrennt.

Zunehmend wird es still. Nur noch vereinzelt ein Husten oder Räuspern. Unten zwischen all den goldenen Rücken der Frauen erkenne ich sofort den von Claudia; er ist halb bedeckt von dem strohblonden Schimmer ihrer Haare, der all den Glanz um sie herum stumpf und fahl erscheinen läßt; als sei er weit mehr wert als alles Gold der Welt.

Es vergehen mehrere Minuten, bis eine verschleierte Priesterin durch eine seitliche Tür eintritt und hinter dem Altar stehenbleibt.

Gespannte Ruhe breitet sich aus.

„Erhâbener, ikh dikh rûfen!“ hallt ihre laute Stimme von den goldenen Wänden wider. Sie hebt die Hände. „Ikh dikh biten, mikh zû hôeren! Wîr deine kraft spûeren. Deine kraft uns erfuelen. Dein reikh dêr sêle wîr êren. Deinem wilen wîr stêts folgen.“

Die Besucher der Messe heben ebenfalls ihre Hände. „Aukh wîr deinem wilen folgen!“ sprechen sie im Chor; lassen die Hände sinken.

„Wîr biten dikh, uns zû shuetzen“, fährt die Priesterin fort. „Wîr biten dikh, daz dû uns stêts auf dêm rikhtigen wêg fûerest. Wîr biten dikh, unsere stat Tralûna zû shuetzen ...“

Mitten im Gebet dreht Claudia, auf die ich die meiste Zeit

meine Augen gerichtet habe, ihren Kopf nach hinten. Sie zwinkert mir zu, als sie mich oben auf der Empore entdeckt.

„... und wîr biten dikh, daz wîr dî sêlenlôsen erkenen, daz dû uns fôr înen und îren sêlenlôsen tâten bewârst. Wîr biten dikh, daz dû dikh unserer sêlen annimst. Dein reikh dêr sêle sol êwig sein“, schließt die Priesterin. Sie wendet sich um und verbeugt sich vor dem schwarzen Zeichen.

Lautlos erheben sich alle Teilnehmer im Raum kurz von ihren Plätzen und verbeugen sich ebenfalls.

„Erhâbener“, spricht die Priesterin mit lauter, durchdringender Stimme weiter, „ikh dikh biten, sêlenlôse zû erkenen. Sêlenlôse unter uns sein. Wîr sêlenlôse nikht sên, weil wîr nûr in uns selbst sên, weil ikh nûr in mikh sên. Âber ikh wisen, dû in îeden sên. Nûr dû sêle sên.“ Die Priesterin nimmt einen kleinen Hammer und schlägt in regelmäßigen Abständen gegen die goldene Tonne neben dem Altar. Alle senken die Häupter und schließen die Augen. Ein dröhnender, monotoner Klang erfüllt den Raum.

Ich bin viel zu nervös, um zu meditieren; zumal ich nur Claudia sehe, wenn ich die Augen schliesse, und das ist sicherlich unangebracht.

Seelenlos. Das Wort verfolgt mich plötzlich. Seelenlose. Wenn das wahr sein sollte. Menschen neben mir, die keine Seele haben? — Das ist doch alles Blödsinn. Claudia? Begleitet mich eine Seelenlose, die keine Empfindungen hat? Ein Angstgefühl will mich ergreifen. Mich einengen. Geradezu erdrücken. (...)